



Tabea Steiner

Balg

Roman

e^b...

Tabea Steiner

Balg

Roman

edition**bücherlese**...

Die Fruchtblase platzt, Chris fährt Antonia ins Krankenhaus in der nahen Kleinstadt, vierundzwanzig Stunden später wird die Geburt eingeleitet. Danach geht es schnell.

Nach wenigen Tagen können die beiden ihren Bub nach Hause nehmen, in die Wohnung im Dorf, in die sie erst vor wenigen Monaten als Erstmieter eingezogen sind. Der Bub trinkt viel, wächst schnell, und wenn er schläft, streckt er alle Viere weit von sich. Aus seiner Rückenlage heraus erobert er innerhalb von kurzer Zeit ein Maximum an Platz in der Welt.

Mit nur wenigen Schritten erreicht man vom Dorfplatz her den Zaun, der Valentins Garten von der kleinen Straße abgrenzt. Das Haus wirkt, als wende es sich vom Dorf ab.

Valentin steht mitten in seinem Garten, betrachtet die Wildnis, gegen Ende der Sommerferien gibt es immer viel zu tun. In wenigen Wochen wird die Schulhausglocke die Zeit wieder in Stücke hacken, noch liegt das Dorf wie gelähmt in der flirrenden Hitze.

Wicken blühen in allen Farben; wie kann man diese Pflanze für ein Unkraut halten? Valentin schneidet nur jene Triebe ab, die den Rosen das Licht nehmen.

Der Bub wächst, beginnt zu lachen, und wenn er nachts schreit, erwacht auch Chris, schaut zu, wie Antonia das Kind stillt. Dann schlafen alle weiter.

Wenn Chris morgens aufsteht und im kleinen Zimmer, wo schon das Kinderbett steht, zu arbeiten beginnt, gibt Antonia dem Kind die Brust. Sie schläft weiter, bis das Kind wieder hungrig ist, und während es trinkt, schreibt sie Kurznachrichten an die Freunde in der Stadt. Manchmal macht sie Bilder mit ihrem neuen Telefon, einige ihrer Freunde können noch keine Fotos empfangen. Antonia lädt die Bilder auf den Computer und verschickt sie als Mail, ewig dauert das.

Seit das Kind da ist, ist sie zu müde für alles.

»Das kommt schon wieder«, sagt Chris jeweils und geht zurück ins Arbeitszimmer. Sie muss auch bald wieder arbeiten und fährt zum Arzt ins Nachbardorf, der verschreibt ihr Eisen, das hilft nicht. Antonia lässt sich von einem anderen Arzt ein anderes Präparat verschreiben. Das hilft, sie wird wacher, nach zwei Wochen liest sie die Packungsbeilage. Stillende Frauen sollen ihren Arzt konsultieren; der Arzt hat nicht einmal gefragt, ob sie ein Kind hat. Ein dritter Arzt verschreibt ihr ein drittes Präparat.

Am Dorfplatz steht das alte Posthäuschen, das erste Telefon im Dorf hatte hier gehangen. Valentin öffnet die Tür, leert den Postkasten. Ein großer Stapel Umschläge, alle mit der gleichen Handschrift adressiert. Ihm kommt

die Schrift bekannt vor, mit diesen langen Bögen, Valentin wendet einen Umschlag, kein Absender. Dann sortiert er alle Umschläge aus, die nicht frankiert sind. Er seufzt; wann hat das eigentlich angefangen, dass die Leute Post, die im Dorf bleibt, nicht frankieren, und warum hat er nichts dagegen unternommen? Aber man kennt sich ja.

Am Nachmittag sticht er im Garten die Erde um, die Kartoffeln lagern im Keller im eigenen Dreck, so halten sie am längsten. Valentin reibt sich die Hände, es ist kühl, dann treibt er die Schaufel wieder in den Boden. Das muss Antonias Schrift sein, auf den Umschlägen. Vor wenigen Jahren hat er sie in der Dorfschule unterrichtet, und jetzt verteilt er als Postbote die Geburtsanzeige ihres ersten Kindes. Sie war hochschwanger, als er sie das erste Mal wieder im Dorf gesehen hat.

Das Wintergemüse muss er noch vor dem ersten Reif mit Stroh bedecken. Die langen Stängel der Sonnenblumen schneidet er nah am Boden ab, reißt die Wurzeln aus, die Blüten liegen bereits im Wohnzimmer zum Trocknen aus. Er prüft den Gartenzaun, rüttelt an den Brettern; der ist winterfest.

Das Gartenhaus ist überfüllt, Kunstdünger, Schneckenkorn, viel zu viel Sondermüll. An der Wand stehen die Geräte, dahinter hängen die beiden anderen Räder. Das Damenrad hat der Rost bald aufgefressen, samt Glocke, beim Kinderrad kleben die Pneus an den Felgen wie alte Ballone. Er sollte die beiden Räder endlich in die

Mulde werfen, zum Alteisen. Im Frühling muss er hier Ordnung machen.

An Weihnachten bewegt sich der Bub schon alleine vorwärts, schiebt sich Richtung Weihnachtsbaum, darunter stapeln sich Geschenke. Antonia ist erleichtert, als der Kleine am Baum vorübereitscht, sie hat sich vorgenommen, nicht immer gleich einzugreifen.

Sie macht eine Aufnahme vom Bub, wie er neben dem Tannenbaum bei den Pflanzen sitzt. Aus der Küche ruft Chris zum Essen, er hat den Braten stundenlang schmoren lassen. Antonia nimmt das Kind auf den Arm und zeigt Chris das Foto im Telefon.

»Was hat er denn im Mund?«, fragt er. Antonia stutzt und zoomt mit der freien Hand das Gesicht ihres Kindes näher. Da ist etwas Rundes, Helles, schnell legt sie das Telefon weg und drückt dem Kind Daumen und Zeigefinger zwischen Ober- und Unterkiefer. Es beginnt zu schreien, und jetzt sieht Antonia die zerquetschten Reste. »Sind das Pilze?«, fragt Chris, er beugt sich über das Bild auf dem Telefon. Dann eilt er ins Wohnzimmer, kommt gleich wieder zurück und starrt Antonia entsetzt an, »Da wachsen Pilze im Topf!«

Hektisch pult Antonia dem schreienden Kind den braunen Brei aus dem zahnlosen Mund.

»Du solltest besser auf das Kind aufpassen, anstatt jeden Schritt zu fotografieren«, sagt Chris. Antonia wirft die verdreckte Serviette auf den Tisch, schaut ihn an

und sagt, »Er macht noch keine Schritte, und für die Pflanzen in dieser Wohnung bist du verantwortlich.«

Das Kind übergibt sich auf Antonias Bluse, braune Fetzen bleiben im Stoff hängen. Antonia legt den Bub in die Wiege, säubert den Stoff mit einem Lappen. Chris hat im kleinen Zimmer den Computer hochgefahren und klopft mit den Fingern ungeduldig auf den Schreibtisch.

»Soll ich Tanja anrufen?«, fragt Antonia und stellt sich hinter Chris. »Lass uns besser gleich im Krankenhaus anrufen, Tanja hat bestimmt frei, und ob das giftig ist, kann sie durchs Telefon auch nicht sehen«, sagt Chris, ohne sich umzudrehen. »Dann ruf eben an«, sagt Antonia. »Wen soll ich denn jetzt anrufen?«, fragt er und dreht sich zu ihr. »Das Krankenhaus, denk doch selber.«

Antonia geht ins Schlafzimmer, wirft die säuerlich riechende Bluse aufs Bett, zieht etwas anderes an. Das Kind ist eingeschlafen, der Braten ausgekühlt.

Valentin wacht eine halbe Stunde später auf als gewöhnlich, setzt sich auf die Bettkante, schüttelt mit einer Hand das flachgelegene Kissen aus. Er betrachtet das zweite Kissen, steif und sauber liegt es da; diese Bettwäsche hat er ihr vor Jahren geschenkt, zu Weihnachten. Nicht einmal die wollte sie mitnehmen.

Valentin schaut auf den Boden, auf seine Knie. Er sitzt da in seinem Schlafanzug aus Flanell, sein Glied wehrt sich kraftlos gegen den weichen Stoff, verharzt wie

ein müdes Tier, das sich nicht entscheiden kann, ist es jung, ist es alt.

»Steh auf«, sagt Valentin laut zu sich selbst, wäscht sich, zieht Sonntagskleider an. Über Nacht hat sich Schnee angehäuft, Hauben hocken auf den Büschen, Vogelspuren streifen die weiße Fläche. Weit hinten schimmert das Flussband metallern auf. Von hier aus kann er die Straße sehen, auf der die Autos neben der alten Eisenbahnbrücke über den Fluss rasen.

Valentin schaltet das Radio ein. Am Heiligabend hat er einen Topf Kartoffeln gekocht, er stellt sie in den Kühlschrank. Im Radio wird gepredigt, er schaltet es wieder aus und öffnet das Küchenfenster, klopft den Kaffeekolben im Eimer aus, schwarz rieselt der Satz über Eierschalen und schrumpelige Spiralen. Er hat es sich zur Gewohnheit gemacht, Äpfel zu schälen, ohne das Messer ein einziges Mal abzusetzen. Eine dieser Schalenspiralen lässt er auf und ab federn, dann lässt er sie in den Eimer fallen, schließt den Deckel. Der Deckel klemmt, der Eimer rutscht ihm beinahe aus den Händen, schabt kalt auf dem Sims. Ansonsten ist es still rundherum.

Das Kind schreit gellend, dann zieht es schon wieder Luft ein. Antonia wiegt es hin und her, sie soll dem Bub dreimal am Tag die Temperatur messen. Die Ärztin hat ihr ein Serum mitgegeben, das den Magen beruhigt. Es könne mit dem Pilz zusammenhängen, müsse aber nicht; dass Chris dann im Auto gesagt hat, dass sie dafür

nicht ins Krankenhaus hätten fahren müssen, das ärgert sie immer noch. Er wusste doch auch nicht, was sie tun sollten, als der Bub, nachdem er sich diesen Pilz in den Mund gestopft hatte, die Luft so einsog und ganz blau wurde. Der Kleine hat so lange geschrien, bis bei Frau Meierhofer nebenan das Licht angegangen ist.

Der Bub beruhigt sich ein wenig, endlich, sie gibt ihm die Brust, holt Kleider aus der Kommode im kleinen Zimmer und zieht ihn warm an. Sie bleibt kurz hinter Chris stehen, der sitzt am Rechner, schaut sich nicht um. Dann zieht sie die Jacke an, frische Luft kann nie schaden.

Draußen schläft das Kind rasch ein, die Luft ist kalt und feucht, Antonia schließt kurz die Augen, alles an ihr ist müde.

Sie schiebt den Kinderwagen hinunter zum Wald, hinaus aus dem Dorf. Einzelne Häuser und Höfe liegen verstreut in der Umgebung. Das neue Mehrfamilienhaus, in dem sie wohnen, steht da, wo früher ein grosser Hof stand. Antonia schaut nach, ob das Kind noch atmet, es schläft friedlich, mit rosa Wangen, sie versucht, sein Gesicht mit ihren kalten Händen nicht zu berühren. Sie bleibt stehen, ihr bricht plötzlich der Schweiß aus; dass sie das vergessen konnte. Gestern zum Braten hat sie ein Glas Wein getrunken, man muss vierundzwanzig Stunden warten, bis man ein Kind nach Alkoholgenuss wieder stillt. Sie geht schnell weiter.

Dann ist sie unten am Fluss, der in einer großen Schlaufe um das Dorf herumzieht, wie schwarze, dünne

Tinte fließt das Wasser. Kalt sieht es aus, im Spätsommer hat sie sich vorgenommen, jeden Tag kurz hineinzuspringen, auch im Winter. Aber für dieses Jahr ist es zu spät, damit anzufangen, Antonia wendet, der Pfad steigt wieder an, die Räder bleiben im nassen Schnee stecken. Sie schwitzt immer noch.

Antonia öffnet die Tür, legt das schlafende Kind in die Wiege. Chris hockt vor der nackten Tanne, den Schmuck hat er bereits in den Schachteln verstaut und die Pflanzenecke mit ein paar groben Brettern vom Rest des Raumes abgetrennt.

»Sind wir jetzt ein Treibhaus?«, fragt Antonia, Chris hantiert weiter, schaut nicht auf. Antonia setzt sich an den Tisch, stützt das Kinn auf die Hände, wartet, bis der Kaffee kocht. Im leeren Weinglas spiegelt sich ihr Gesicht, große Augen und in die Breite gezogene Wangen; sie hat gestern nur ein Glas Wein getrunken, so schlimm kann das gar nicht sein. Mit einer Gabel kratzt sie Krusten von den Tellern und Platten, schaut zu Chris; der würde besser die Küche aufräumen.

Valentin geht über den verschneiten Pfad, nach wenigen Minuten sieht er das Dach des Betagtenheimes in der Senke. Er fährt sich mit der Hand nochmals übers Hemd und betritt das Foyer.

Auf den kleinen Salontischchen liegen Zweige, man hat weiße Kerzen in Mandarinen gesteckt. Auf einer Kommode steht eine Fotografie, schwarzweiß; portrai-

tiert hier einer regelmäßig die Bewohner, damit man dann ein aktuelles letztes Bild zur Hand hat? Aber gibt es nicht dieses Alter, da der Mensch beginnt, sich auch der äußerlichen Veränderung zu widersetzen?

Valentin entdeckt seine Mutter zuhinterst an der Glasfront, zwischen seiner Schwester Maria und Robert, ihrem Mann. Wie in einem Gemälde sitzen die drei vor der Schneelandschaft.

Das Essen wird aufgetischt, die Mutter hat ein Menu vorbestellt, »Damit wir nicht so lange warten müssen«, sagt sie und beginnt zu essen.

»Hast du schön gefeiert?«, fragt Maria, Valentin kaut und nickt. Die Mutter antwortet, »Sie haben hier gesungen, aber wieder die gleichen Lieder.« »Wer hat gesungen?«, fragt Maria. Die Mutter sagt, »Diese Leute, von unten am Fluss, die kommen jedes Jahr. Aber den Braten haben die aus der Küche wieder dünn geschnitten, und für jeden gab es nur eine Scheibe, überall sparen sie.«

Die Mutter ist satt, schiebt den Teller von sich, wischt sich den Mund mit der Serviette ab, schaut in die Runde, »Wo sind die Kinder?« »Ich hab dir schon vor Wochen gesagt, dass sie nicht kommen, sie haben ihre eigenen Familien«, sagt Maria. Die Mutter hört nicht hin, dreht sich zu Valentin, »Und wo ist Tanja, die hat doch keine Familie, oder?«

»Mutter«, sagt Maria. Valentin stellt das Glas ab, heftiger als er wollte; Maria soll nicht auch noch für ihn

antworten. Valentin schaut hinaus in die vergraute Kulisse, Robert sagt etwas von den Schafen, vom nassen Sommer und dem knappen Heu, Maria erzählt von diesem neuen Spiel, das sich Mona so gewünscht hat, »Jetzt kann sie gar nicht mehr aufhören damit.«

»Dieses neue Zeug«, unterbricht die Mutter und bestellt mit spitz in die Luft stechendem Finger Kaffee. Valentin hört alles wie von weit weg; wie lange ist das her, dass er als Kind gar nicht mehr aufhören konnte, nach Weihnachten mit den neuen Sachen zu spielen. Der Kaffee wird aufgetischt.

»Wie lange schläft er denn noch?«, Chris steht vor dem schlafenden Kind, Antonia stellt sich neben ihn, er legt ihr den Arm um die Schulter. Sie schaut ihn seitlich an; hoffentlich merkt er nicht, dass sie nicht lange genug gewartet hat mit Stillen. Chris sagt, »Vielleicht wirkt das Serum endlich.«

Antonia nickt, »Ja, das denke ich auch.« Chris beugt sich zum Kind hinab, zieht eine Feder aus der Decke und hält sie vor das kleine Näschen, die Feder bebt sacht.

Antonia setzt sich auf dem Bett auf; wie lange hat sie geschlafen? Sie geht ins Wohnzimmer; was ist das denn? Chris hat den ganzen Weihnachtsschmuck wieder an den Baum gehängt, sie umarmt ihn, zündet die Kerzen an. Chris wärmt die Essensreste vom Heiligen Abend auf, und als der Bub endlich erwacht, nehmen sie ihn in die Arme, er lacht, trinkt und schläft bald schon wieder ein.

Die Gläser klirren leise, draußen wirbelt Schnee, sie trinken beide ein zweites Glas Sekt.

Valentin breitet die Wollweste auf dem Bett aus; dass die Mutter immer noch so stricken kann. Nur spricht sie mit ihnen noch immer, als wären sie Kinder, dabei ist Maria in Rente, und er auch schon bald. Und wie sie sich geweigert hat, Maria das Geschenk für Mona mitzugeben. »Mona ist alt genug«, hat sie gesagt, »Mona muss es selber holen.«

Valentin schraubt die Flasche Selbstgebrannten auf, die ihm Robert zugeschoben hat. Er füllt ein kleines Glas, schaltet das Radio ein, ihm wird warm, er schenkt nochmals nach.

Antonia ist kaum eingeschlafen, da schreit schon wieder der Bub. Jede Nacht dasselbe, ihre Brüste sind hart, sie ist erschöpft, der Bub bald zufrieden. Antonia schläft sofort wieder ein. Mit einem Ruck setzt sich Chris auf, »Hast du jetzt das Kind gestillt?«

Antonia hebt leicht den Kopf, lässt ihn gleich wieder aufs Kissen fallen, sie will schlafen, endlich. Chris klammert sich mit einer Hand an ihren Arm, »Du hast gerade noch Alkohol getrunken!«

Jetzt ist Antonia hellwach, aber sie regt sich nicht, sie schaut auf das Gewebe des Kissens und lauscht, ihr Herz schlägt, der Kopf rauscht. Sie schließt die Augen, Chris rüttelt an ihrer Schulter, »Machst du das immer so?«

»Natürlich nicht«, Antonia will seine Hand wegweisen. Er hält sie nur noch fester, »Weißt du eigentlich, wie schädlich das ist?« Antonia setzt sich auf, da lässt er ihren Arm endlich los, »Ja, das weiß ich, und jetzt kann ich es auch nicht rückgängig machen. Ich war müde, okay?« Sie steht auf, in der Küche trinkt sie im Stehen ein Glas Wasser.

»Hast du nicht gehört, dass ich gefragt habe, ob du mir auch Wasser bringst?«, fragt Chris, als Antonia zurückkommt. Aber sie antwortet nicht, sie will jetzt schlafen, sie hat Kopfschmerzen, vom Schlafmangel, vom Alkohol. Vor dem Einschlafen haben sie noch gescherzt über ihre großen Brüste; soll doch Chris das Kind füttern, mitten in der Nacht. Chris macht Licht, dann steht er auf, stößt gegen einen Stuhl. Antonia kann hören, wie er direkt vom Hahn Wasser trinkt, wie er spült, da muckst das Kind auf, schläft gleich wieder, immerhin.

Valentin stellt den Besen in die Ecke und geht los, über den verschneiten Dorfplatz, hinüber zu Marias Hof. Sie hat angerufen, ob er Mona zu ihrer Großmutter begleiten könne. Seit seine Mutter alt geworden ist, gibt Maria den Tarif durch.

Valentin hatte Robert damals geholfen, den kleinen Anbau zu renovieren, in dem Mona wohnt, seit sie volljährig ist. Aus der Küche des Bauernhauses kann man über den Hofplatz hinweg sehen, ob im Anbau Licht brennt.



Tabea Steiner, Jahrgang 1981, ist auf einem Bauernhof in der Nähe des Bodensees aufgewachsen und hat Germanistik und Geschichte studiert.

Sie hat das Thuner Literaturfestival initiiert, ist Mitorganisatorin des Berner Lesefestes Aprillen und Mitglied der Jury der Schweizer Literaturpreise.

2011 hat sie an der Autorenwerkstatt des Literarischen Colloquiums Berlin teilgenommen.

Tabea Steiner lebt in Zürich.